

Porträts aus unserem Quartier



Schildsker



Menschen

und Geschichten



Impressum

Herausgeber:

AWO Kreisverband Bielefeld e.V.
Mercatorstr. 10 • 33602 Bielefeld

BGW Bielefelder Gesellschaft für
Wohnen und Immobiliendienstleistungen mbH
Carlmeyerstr. 1 • 33613 Bielefeld

V.i.S.d.P. / Ansprechpartnerin:

Sonja Heckmann
AWO Kreisverband Bielefeld e.V.
Quartiersbüro Schildesche
Liethstück 2 • 33611 Bielefeld

Tel.: 0521-3294962
Mobil: 0152-59423130
E-Mail: s.heckmann@awo-bielefeld.de

Stand: 5-2021

Texte: Katharina Benter

Fotos: Susanne Freitag (alle Fotos bis auf nachfolgende zwei Bildmotive)
Seite 4 AWO Kreisverband Bielefeld e.V.
Seite 55 Tamara Pribaten

Design & Druck:

TOMs-MEDIA-STORE.de powered by
Buddenbohm-multimedia GmbH & Co. KG

Vorwort

„Porträts aus unserem Quartier – Schildsker Menschen und Geschichten“

Mit Menschen für Menschen. Das Credo der Arbeit im AWO Kreisverband Bielefeld e.V. gilt ganz besonders in der Quartiersarbeit.

Hier geht es ganz entscheidend darum, mit vielen unterschiedlichen Menschen viele unterschiedliche Dinge zu tun, um ihr Quartier lebenswert und liebenswert, lebendig, nachhaltig, gerecht und sozial zu gestalten.

Für dieses Ziel entwickeln und pflegen hauptamtliche und ehrenamtliche Akteur*innen gemeinsam nachbarschaftliche Strukturen, Engagementfelder und Kommunikationsorte im Quartier. Sie gründen und gestalten Netzwerke, die von der aktiven Beteiligung der Bürger*innen leben.

Das Quartier für alle bietet Nachbarschaften und Freundschaften, Begegnungsmöglichkeiten und Zusammenhalt, Möglichkeiten sich einzubringen und teilzuhaben. Sicherheit, Versorgungssicherheit, bezahlbarer und barrierefreier Wohnraum und Mobilität sind für alle gewährleistet. Die Bewohner*innen identifizieren sich mit ihrem Quartier. Das ist Vision, Ansporn und konkrete Zielsetzung.

Wer aber sind die Menschen im Quartier eigentlich? Um wen geht es bei allen Aktivitäten? Dieser Frage geht das Projekt mit Bildern und Portraits von Menschen aus der Nachbarschaft nach.

Das Quartier bekommt ein Gesicht – bekommt viele Gesichter. Menschen im Quartier erhalten eine Stimme und die Möglichkeit, sich darzustellen und mitzuteilen.

Mit ihren vielfältigen Lebensläufen und Geschichten, Werten, Interessen und Meinungen prägen die Menschen das Quartier und tragen dazu bei, es lebendig, lebenswert und liebenswert, offen und solidarisch zu machen – für alle.

Wir freuen uns, dass mit der finanziellen Unterstützung des AWO Ortsvereins Innenstadt und dem persönlichen Einsatz vieler Akteur*innen diese wunderbare Ausstellung und die Broschüre entstehen konnten.

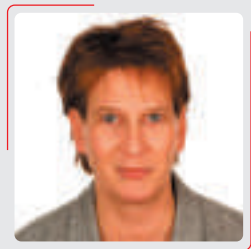
Unser herzlicher Dank gilt dabei insbesondere Hartmut Sielemann (Vorsitzender AWO Ortsverein Innenstadt e.V.) und Sonja Heckmann (AWO Quartiersmanagerin) für die Idee und Umsetzung sowie der Fotografin Susanne Freitag und der redaktionellen Mitarbeiterin Katharina Benter, die mit ihren Worten und Bildern die Vielfalt des Quartiers besonders veranschaulichen.

Kirsten Hopster

Vorstandsvorsitzende



**Kreisverband
Bielefeld e.V.**



Vorwort

„Mehr zu sein, als ‚nur‘ ein Wohnraumversorger“ – dies ist das Selbstverständnis der BGW seit nunmehr über 70 Jahren. In unseren rund 12.000 Wohnungen leben Menschen mit den unterschiedlichsten Biografien, Interessen und Fähigkeiten. Menschen aus vielen verschiedenen Nationen, Familien und Singles, alte und junge Menschen, laute und leise, schrille und unscheinbare Menschen. Diese Vielfalt möchten wir fördern, denn sie macht unsere Quartiere doch erst interessant und lebendig und die Stadt liebenswert.

Ganz besonders und vor allem auch dort, wo wir unser Konzept des selbstbestimmten Wohnens mit Versorgungssicherheit im Bielefelder Modell umsetzen, möchte die BGW Nachbarschaft und Gemeinschaft stärken, Räume für Begegnung schaffen und Teilhabe eröffnen. In Schildesche haben wir bislang an zwei Orten unser Bielefelder Modell umgesetzt, so auch seit 2014 rund um die Gebäude Am Pfarracker 39 / Liethstück 2. Aus dieser intensiven Quartiersarbeit sind nun die „Porträts aus unserem Quartier - Schildsker Menschen und Geschichten“ entstanden.

Ausstellung und Katalog geben exemplarisch einen eindrucksvollen Blick auf die beschriebene Vielfalt im Stadtteil. Die Bilder von Susanne Freitag und die Texte von Katharina Benter ergänzen sich dabei zu einer Einheit und stellen gelungen eine Nähe zu den porträtierten Personen her. Individuelle Geschichten und Lokalgeschichte werden so nicht nur festgehalten, sondern regen vielleicht auch dazu an, die eigenen Erinnerungen und Verbindungen zum Stadtteil und den Menschen, die dort wohnen, wachzurufen. Der viel gebrauchte und trotzdem doch immer etwas sperrige Begriff „Quartier“ bekommt Gestalt und Leben eingehaucht.

Für diese „Übersetzungsleistung“ vom Abstrakten ins Konkrete ein Dank an Susanne Freitag und Katharina Benter. Ebenso ein Dankeschön an Sonja Heckmann – nicht nur für die Projektidee, sondern auch für das Engagement und den Enthusiasmus bei deren Umsetzung. Für die finanzielle Unterstützung zur Realisierung sei dem AWO Ortsverein Innenstadt gedankt. Und nicht zuletzt ein herzliches Dankeschön an die Porträtierten und all denjenigen, die durch ihr Engagement und Wirken im Kleinen wie im Großen unsere Wohnquartiere bereichern!

Oliver Klingelberg,
Leitung Sozialmanagement



BGW Bielefelder Gesellschaft
für Wohnen und Immobiliendienstleistungen mbH

A man with short grey hair, wearing a blue and white checkered shirt and blue jeans, stands with his arms crossed against a rustic stone wall. To his right is a wooden bench with a slatted back and seat. In the foreground, a wooden wheel is visible. The background shows green foliage.

Oliver Stüwe

Alter:	62 Jahre
Wohnhaft in:	Schildesche
Beruf:	Polizeihauptkommissar im Ruhestand
Familienstand:	verheiratet

Wir treffen **Oliver Stüwe** in dem Haus, in dem er aufgewachsen ist und heute mit seiner Familie lebt. „Das ist ja hier fast ein Dorf gewesen“, erinnert er sich. „Hier waren vier Häuser. Es gab keine Straßen, kein gar nichts. Das war schön, sehr ursprünglich.“ Er denkt gerne an seine Kindheit zurück, wächst in einem Mehrgenerationenhaus, mit den Großeltern im Erdgeschoss, auf und findet in der Nachbarschaft viele Freunde. Durch die Anwesenheit der Großeltern ist er am Nachmittag nach der Schule kein *Schlüsselkind*, wenn seine Eltern arbeiteten. „Das war wunderschön“, sagt er und lächelt. Er hat gerne viel Zeit mit seiner Oma und seinem Opa verbracht. In der Nachbarschaft, die ihm auch heute noch sehr am Herzen liegt, hat er „viele Tanten und Onkel“, mit denen er „eigentlich gar nicht richtig verwandt ist“. Bei seiner Tochter ist es Jahre später das Gleiche: „Ich geh‘ mal zu Opa Reinhold, ich bin mal bei Reiner“ - von denen jedoch keiner ihr Opa ist. Es ist wie eine eingeschworene Gemeinschaft.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...

„das A und O.“

Mit fünfzehn Jahren bewirbt sich Oliver Stüwe bei der Polizei und fängt die Ausbildung ein Jahr später, am 01. Oktober 1974, gemeinsam mit vier Klassenkameraden an. „Die Polizeischule Stukenbrock war eine eigene Stadt. Wir hatten einen Friseur, wir hatten eine Krankenstation, wir hatten ein Kino, ein Einkaufszentrum.“ 1600 angehende Polizisten absolvieren zu diesem Zeitpunkt die Ausbildung und weil er nicht mobil ist, bleibt auch er gemeinsam mit den anderen von Montag bis Freitag in Schloß Holte-Stukenbrock. Nach einem Jahr Schulausbildung wird er in den Bereitschaftsdienst nach Wuppertal versetzt und unterstützt u.a. bei Demonstrationen gegen Kernkraftwerke. „Würgassen, Kalkar, Brokdorf – habe ich alles mitgemacht.“ Im Herbst 1976 zieht er das große Los und wird der Polizei in Bielefeld zugeteilt. Viele seiner Kollegen kommen

aus Bielefeld „und alle wollten hier hin und ausgerechnet ich komm‘ hier hoch“, erzählt er amüsiert. Ein halbes Jahr bleibt er auf der Wache am Siegfriedplatz, erlebt „Polizeiarbeit zum Anfassen“ und ist ein weiteres halbes Jahr später, nach Abschluss der Ausbildung mit neunzehn Jahren, Polizeihauptwachtmeister.



Ich lebe gerne in Schildesche, weil ...

„ich hier viele Bekanntschaften und Freunde habe.“

„Ich habe kein Heimweh nach meinen Eltern gehabt, aber dieses Wegsein von Zuhause – das war für mich eine blöde Zeit“, erklärt er. Im Anschluss an seine Ausbildung wird er zunächst zum Personen- und Objektschutz in Bonn eingeteilt. „Wir haben vor den Botschaften gestanden. Franz Josef Strauß habe ich die Tür aufgeschlossen“. Obwohl es durchaus auch schöne Seiten gab, ist er froh, nach einem viertel Jahr wieder zurück nach Bielefeld zu können.

Nach über 20 Jahren im Wachdienst wird er Bezirksdienstbeamter im neuen Bahnhofsviertel und kommt letztendlich, wieder mit einer großen Portion Glück, in Schildesche an. Seit über zwanzig Jahren ist er nun schon für seinen Stadtteil im Dienst und hat sogar seinen Pensionseinstieg hinausgezögert, um weiterhin als Bezirksdienstbeamter tätig sein zu können.

Wichtig ist ihm dabei vor allem die Bürgernähe. Er möchte als Ansprechpartner für die Sorgen der Menschen fungieren und steckt in seine Arbeit viel Herzblut. „Das ist ja unser Job, so dieses Zwischenmenschliche. Was nicht so ganz eilig ist, wo man sich auch mal ein bisschen Zeit lassen und den Menschen zuhören kann.“ Wenn zum Beispiel ein neues Geschäft in Schildesche aufmacht, erklärt Oliver Stüwe, stellt er sich dort vor und

lässt seine Visitenkarte da. Manchmal fließen Arbeit und Privates auch ineinander über. Er lässt sich auch nicht davon verstimmen, wenn bei ihm Zuhause geklingelt wird, um ein gefundenes Portemonnaie abzugeben. „Wenn ich helfen kann, dann mache ich das.“

Oliver Stüwe ist ein harmoniebedürftiger Mensch, „streiten ist mit mir schwer“. Er geht auch von sich aus auf Menschen zu, damit keine Spannung mehr herrscht. Er ist glücklich darüber, Teil einer großen Gemeinschaft sein zu können und hat besonders über den Sport viele Freundschaften geknüpft. Seit zwanzig Jahren ist er im Vorstand des VfL Schildesche und verbringt jeden Sonntag auf dem Sportplatz. Trotz, oder gerade wegen eines solch zeitintensiven Hobbys, führen seine Frau und er eine „Traumbeziehung“. Sie ist gerne alleine, sagt er – in dieser Hinsicht ergänzen sie sich perfekt. Auch seine 27-jährige Tochter teilt seine Leidenschaft und spielt beim VfL Fußball.

Im Gegensatz zu seiner Frau fällt es Oliver Stüwe schwer, Ruhe zu finden, zum Beispiel ein Buch zu lesen. Seinen Urlaub muss er deshalb außerhalb der Heimat verbringen, denn nur so kommt er dazu, „nichts zu machen“, dann nämlich sieht er nicht, was es alles im Haus und dem großen Garten zu erledigen gibt. Gerne würde er auch ein Instrument lernen, Klavier oder Saxofon, aber „das ist zu aufwendig, das kriege ich nicht hin“. Er bleibt lieber dabei zu singen und sich vielleicht doch irgendwann einmal an der Gitarre zu versuchen. Seit dreißig Jahren organisiert er als Skipper Schiffsfahrten in Holland, fährt mit seinen Freunden durch die Kanäle und Meere und träumt weiterhin den Traum eines eigenen Schiffes, obwohl er weiß, dass sich dieser aus finanziellen Gründen und „weil wir kein Wasser haben“, nicht erfüllen wird.

Dass Leben und Tod ganz nah beieinander liegen, weiß Herr Stüwe genau. Durch sein beherztes Eingreifen und das Aufrechterhalten der Beatmung seines Freundes bis zum Eintreffen der Rettungskräfte, konnte er ihm das Leben retten, musste aber auch schon Todesnachrichten überbringen. Vielleicht hat er gerade deshalb große Angst davor, dass seiner Familie

etwas passiert. „Ich denk' da oft drüber nach“, gibt er zu. „Das glaubt mir gar keiner, dass ich manchmal da sitze und denke, hoffentlich komme ich nicht in die Situation, dass da einer gemeinsam mit einem Seelsorger vor der Tür steht und du gar nicht mehr fragen musst. Ich kenn das ja.“ Seine Familie ist für Herrn Stüwe das Wichtigste im Leben, das merkt man ihm an. Sie führen als Familie ein perfektes Leben, sagt er und wünscht sich, dass es auch noch viele Jahre genauso bleibt.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...

„ich mit meiner Familie viele Jahre in dieser
Form zusammenbleibe.“



Andrea Ziengsheim & Robert Ruestig

Alter: 48 Jahre

Wohnhaft in: Schildesche

Beruf: EX-IN Genesungsbegleiterin
& -Trainerin, Tischlerin, Orchester-
musikerin

Familienstand: verheiratet

Alter: 60 Jahre

Wohnhaft in: Schildesche

Beruf: Betriebswirt – in Rente
Familienstand: nicht mehr
verheirateter Single

Heimatlosigkeit ist das, was **Andrea Zingsheim** mit ihrer Kindheit verbindet. „Das ist für ein Kind nicht immer einfach, wenn man so in der Weltgeschichte herumgezerrt wird,“ sagt sie nachdenklich. Ab ihrem zehnten Lebensjahr zieht sie mit ihren Eltern und der zwei Jahre älteren Schwester mehrmals um, erlebt Umbrüche, Schulwechsel, Neuanfänge. Richtig an kommt sie nie, findet nur schwer ihren Platz in den Klassengemeinschaften und bekommt, während sie mit ihrer Familie im Ausland lebt, Fremdenfeindlichkeit am eigenen Leib zu spüren. „Das waren im Grunde genommen blöde Sprüche“, die trotzdem verletzen und ihr Abneigung signalisieren. Ein halbes Jahr klappt es überraschenderweise gut, dann aber wählt sie einen anderen Weg als ihre Schwester, der es leichter fällt, Anschluss zu finden und die außerdem in der Familie die „Nische der Rebellin“ besetzt. Andrea Zingsheim zieht sich immer weiter zurück. „Ob selbstgewählt oder notgedrungen ist schwer zu sagen, aber es ist ja auch eine Art Selbstschutz.“ Ihre Eltern sind für sie in dieser Zeit emotional wenig greifbar, einen engen Familienzusammenhalt nimmt sie nicht wahr. Auch das Verhältnis zu ihrer Schwester ist angespannt und bessert sich erst Jahre später. „Ich habe heute die Eltern, die ich als Kind gebraucht hätte“, erzählt sie. Heimatlosigkeit bezieht sich nicht nur auf den Ort, er umschreibt genauso ihr inneres Empfinden.



Ich lebe gerne in Schildesche, weil ...
„es jetzt meine Heimat ist.“

Mit 19 Jahren, direkt nach ihrem Abitur, zieht sie von Zuhause aus. In Stuttgart beginnt sie ein Musikstudium, hat den Traum, später im Orchester Kontrabass zu spielen. Bei der Wahl des Studiums spielt neben der Liebe zur Musik auch eine Rolle, dass sie denkt, dies sei das Einzige, was sie besser kann als ihre brillante Schwester, in deren Schatten sie sich oft fühlt. Während des Studiums lernt sie ihren Mann kennen, der nach einem

erfolgreichen Abschluss eine Stelle bei den Bielefelder Philharmonikern bekommt. Den Süden Deutschlands zu verlassen fällt ihr nicht schwer, empfindet den Umzug nach Bielefeld nicht als das Zurücklassen einer Heimat. Sie fühlt sich bereit für diesen Schritt, hofft darauf, freiberuflich als Musikerin arbeiten zu können, was sich jedoch weitaus schwieriger erweist, als erwartet. „Das war ein ganz seltsames Gefühl, das kannte ich aus Süddeutschland so nicht.“ Sie bekommt einen Zeitvertrag am Opernhaus in Frankfurt am Main, der wegen unglücklichen Umständen nur eine halbe Spielzeit andauert.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„leben und leben lassen.“

Psychisch wird sie inmitten der Suche nach einer festen Stelle aus der Bahn geworfen, ist einige Zeit stationär in Behandlung und braucht lange, um wieder auf die Füße zu kommen. Ihr Mann ist auch während der schwierigen Monate stützend an ihrer Seite. Andrea Zingsheim beschreibt ihn als ihre „sichere Bank“ und fügt lachend hinzu, „nicht nur finanziell, sondern vor allem auch emotional.“ Der Zug, eine Karriere als Musikerin zu beginnen, ist in der Zwischenzeit jedoch abgefahren. „Das war echt ein bisschen tragisch, weil das so zu einem Moment passiert ist, in dem ich damit auf dem Sprung in die Erwerbstätigkeit war.“ Also macht sie nach einer beruflichen Rehabilitationsmaßnahme eine Umschulung zur Tischlerin, und wird nach einer kurzen Übernahme innerhalb von 15 Monaten dreimal betriebsbedingt gekündigt. Ein erneuter Rückschlag, gleichzeitig erkennt sie auch, dass ihre Belastbarkeit für eine Vollzeitbeschäftigung nicht ausreicht.



Für die Zukunft wünsche ich mir ...
„Weiterentwicklung auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene hin zu einer größeren Toleranz.“

Sie nimmt an einer Weiterbildung von EX-IN teil, bei der es darum geht, Psychiatrie-Erfahrene zu Fachkräften im psychiatrischen System zu qualifizieren und in multiprofessionellen Teams die Perspektive der Betroffenen zu etablieren. Während dieser Weiterbildung wird sie erneut arbeitslos und nutzt die neue Qualifikation für ihren dritten beruflichen Neustart und beginnt als EX-IN Genesungsbegleiterin am LWL Klinikum in Gütersloh. Aktuell koordiniert sie das Projekt Recovery College. „Es ist salopp gesagt eine VHS für seelische Gesundheit“, klärt uns Andrea Zingsheim auf. Hier wird ein Bildungsprogramm angeboten, bei dem vor allem das selbstbestimmte Lernen im Vordergrund steht. „Die Menschen kommen, weil sie kommen möchten, jenseits von Diagnosestellung und Behandlung.“ Themen wie gesunder Schlaf oder der Umgang mit Depressionen werden angeboten, an den sich alle Interessierten beteiligen können.



Ich lebe gerne in Schildesche, weil ...
„ich fünf Jahre gebraucht habe,
um mich daran zu gewöhnen.“

Der Wunsch, anzukommen, zieht sich wie ein roter Faden durch ihr bisheriges Leben. Trotz einiger Turbulenzen, schwierigen Erfahrungen und einer Menge Neubeginne, bezeichnet sie Bielefeld mittlerweile als ihre geographische Heimat, etwas, das zumindest Heimat am nächsten kommt. Hier hat sie ein soziales Umfeld gefunden, das sie akzeptiert, wie sie ist, in dem sie sich wohl und vor allem, und das ist besonders wichtig, verbunden fühlt.

Auch **Robert Ruestig** ist die Erfahrung von Ablehnung nicht fremd. Es ist eine Zeit voller Krankheiten und einer spät erkannten Behinderung, die er mit liebenden, aber in mancher Hinsicht auch überforderten Eltern meistert. Ähnlich wie Andrea Zingsheim übernimmt auch er in der Familie die Nische des ruhigen, ausgleichenden Kindes, wächst mit einem älteren und einem jüngeren Bruder auf, die ihre Konflikte mit den Eltern und ihre frühe Unabhängigkeit gestalten. Sein Vater verstirbt, als er acht Jahre alt ist. Ein weiterer Tiefschlag, der die Entwicklung hin zu Rückzug und Selbstisolation fördert. Trotzdem wird er nicht zu wenig gesehen, hat stattdessen das Gefühl, viel absorbieren und Verantwortung übernehmen zu müssen. Er weiß nicht, ob sein zurückziehendes Verhalten selbst gewählt ist oder ihm diese Entscheidung abgenommen wurde. „Der fallende Würfel ist ein schönes Bild dafür. Das heißt, man hat nicht alles ganz im Griff, obwohl es scheinbar immer eine Wahl gibt“, sagt er und erntet Zustimmung von Andrea Zingsheim.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„gemeinwesenorientierte Koexistenz auf Basis
individuell wohlwollender Distanz sowie freundlicher
Nähe bei gelegentlichen Begegnungen.“

Einige Jahre besucht Robert Ruestig eine Förderschule, die ihm guttut, bis er die Möglichkeit nutzt, auf eine allgemeine weiterführende Schule zu wechseln. „Ab da wurde es wieder anstrengend im Leben und das blieb es auch“, erzählt Robert Ruestig. Kraftraubende Schwierigkeiten erfordern damals und heute große Mühe, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Nach seinem Schulabschluss traut er sich auch nach langem Überlegen und aus finanziellen Gründen nicht, an einer Universität zu studieren. Er empfindet es als Glück, eine reguläre Ausbildung zum Industriekaufmann angeboten zu bekommen und kann so auch mit seiner Behinderung seinen Platz im Berufsleben finden.

Sich weiterhin in allen Lebensbereichen zu behaupten, fällt ihm schwer. Trotzdem lässt er sich nicht davon abhalten, aus eigener Initiative berufsbegleitend Betriebswirtschaft zu studieren. Die Anstrengung, Studium und Beruf unter einen Hut zu bekommen, kann er mit viel Fleiß und liebevoller Unterstützung der Mutter und seiner Freundin bewältigen. Die wichtige Erkenntnis aus dieser Erfahrung ist: „Aufgeben lohnt nicht. Jede investierte Zeit und Kraft sind nützlich für etwas!“

„Es darf noch was passieren im Leben“, sagt sich Robert Ruestig, als einige Jahre später neue berufliche Strukturen und auch private Perspektiven zur Familienplanung absehbar sind. Also zieht er nach Bielefeld, wo sich, entgegen seinen Vorstellungen, der berufliche Anschluss behinderungsbedingt nicht einstellt. Er hält sich mit Fortbildungen und Kurzzeitbeschäftigungen über Wasser, bis seine Frau die erste von zwei Töchtern bekommt und er die Rolle als Hausmann und Familienvater übernimmt, damit sie weiter in Vollzeit arbeiten kann.

Seine beruflichen Ambitionen kann er jedoch nicht ganz vergessen, kommt aber letztendlich zu der Einsicht, „dass das alles nicht wirklich tragfähig ist“. Denn auch das Gefühl, den Haushalt nur unzulänglich führen zu können, belastet ihn. Keiner regelmäßig bezahlten Arbeit nachzugehen, empfindet er als schmerzlichen Makel, schließlich hat er sich sein Leben anders ausgemalt und braucht einige Zeit, um diesen Umstand zu akzeptieren.

Robert Rüstig findet Lösungsansätze in freiberuflichen und ehrenamtlichen Betätigungen. Das führt ihn in einem nächsten Schritt in eine befristete Vollzeitbeschäftigung bei einem Behindertenverband. In diesem eigentlich erfüllenden Aufgaben-Mix von Projekt- und Familienarbeit „war ich auf zwei Schienen aber noch keinem sicheren Gleis unterwegs“, fasst er seine fehlende Abgrenzung zwischen beruflichen und privaten Anforderungen zusammen, die seine Frau und Kinder lange loyal mittragen. Robert Ruestig arbeitet in seinem Arbeitszimmer von zuhause aus und ist öfter dienstlich unterwegs. „Da griffen dann alle Bereiche so ineinander,

dass eine scharfe Trennung nicht mehr wirklich zu erkennen war und sich negative Belastungssymptome verstärkten.“

Später führt ein Mobbingenerlebnis im ehrenamtlichen Bereich dazu, dass sein bis dahin mühevoll gehaltener Zustand völlig aus der Fassung gerät und auch psychiatrisch als Krankheit diagnostiziert wird. Das Familiensystem ist einer derart unerwarteten Belastung ausgesetzt, dem es nicht mehr standhält und „mangels schneller Genesung“ und bei weiter schwindenden Kräften in der Scheidung endet. Ein wichtiger Bestandteil seines Lebens fällt weg und „so musste ich die realistische Einschätzung meiner eigenen Begrenztheit hart erlernen“, skizziert er den Anfang von seinem Genesungs-Weg, der bis heute anhält. „Inzwischen gehe ich den ohne Gram“, erzählt er. Seine Zufriedenheit muss er sich allerdings erarbeiten und das ist nicht immer leicht, hat manchmal Höhen und zu oft Tiefen. Den letzten Rest an Zuversicht und Hoffnung hat er trotz der vielen Rückschläge nicht verloren und beweist damit, wie sehr es sich im Leben lohnt, zu kämpfen.

Heute wirkt dabei die Berentung entlastend und ermöglicht Robert Rustig auch wieder, sich an neuen Aufgaben und Projekten zu beteiligen. Als Querschnittsakteur im Feld organisierter Selbsthilfe und Interessenvertretung unterstützt er nach Möglichkeit neue Entwicklungen in der Gesundheitsversorgung und Prävention als Gesprächspartner und Mitveranstalter, so z. B. auch die Fortbildung von Menschen mit Psychiatrie-Erfahrung zu Genesungsbegleiter*innen (EX-IN) in OWL.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...
„der Weltfrieden uns alle erreicht, die Rente nicht gekürzt wird und erfüllende Begegnungen nebst ausreichend Zeit für dich und mich selbst.“

Hier kreuzen sich auch die Wege von Andrea Zingsheim und Robert Ruestig.

Wir fragen, ob es etwas gibt, was sie in ihrem Leben gerne rückgängig machen würden und Andrea Zingsheim antwortet, manchmal würde sie bereuen, die Rückkehr zur Musik zu früh aufgegeben zu haben, obwohl es sich zu dem damaligen Zeitpunkt richtig angefühlt hat. Robert Ruestig schüttelt den Kopf und zitiert einen ihm in der Selbsthilfe-Arbeit wichtig gewordenen Schlüsselsatz: „Die Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit habe ich längst begraben“. Andrea Zingsheim lächelt, stimmt zu und ein weiteres Zitat, dieses Mal von Søren Kierkegaard, füllt den Raum: „Verstehen kann man das Leben rückwärts; leben muss man es aber vorwärts.“ Gemachte Erfahrungen, so unschön sie auch sein mögen, kann man heute nicht mehr rückgängig machen, sie nicht mehr ändern. Aber man hat immer die Möglichkeit, an ihnen zu wachsen, sich trotz dessen Zufriedenheit zu erarbeiten. Darum bemühen sich beide jeden Tag.

Auch wenn Andrea Zingsheim weiß, dass sie allein nicht die Welt retten kann, setzt sie sich für das Aufheben einer „Schattengesellschaft“ ein. Psychische Krisen sind menschlich und können jeden treffen. Deshalb liegt ihr eine tolerante Gesellschaft sehr am Herzen. „Wir fühlen, dass alles, was wir tun, nur ein Tropfen ist im Ozean. Aber wäre dieser Tropfen nicht, so würde er den Ozeanen fehlen“, zitiert sie Mutter Teresa. Das hilft ihr, sich mit ihren Möglichkeiten zu begnügen und nicht das Gefühl zu haben, zu wenig zu leisten. Robert Ruestig stimmt ihr zu, denn auch ein kleiner Beitrag kann eine große Wirkung haben. Er empfindet Dankbarkeit für eine um soziale Gerechtigkeit bemühte Gesellschaft und möchte daher aus seinen eigenen Ressourcen etwas zurückgeben; bemerkt aber auch, wie wichtig es ist, dabei seine Gefühle wahrzunehmen und zu entwickeln - auch bezüglich der eigenen Grenzen. Der Wunsch nach Akzeptanz in der Gesellschaft und von sich selbst hat für beide große Bedeutung. Es ist ein steiniger Weg, ein andauernder Prozess, der bei beiden noch längst nicht abgeschlossen ist, und dennoch haben wir am Ende unseres Gesprächs großen Respekt für das, was beide trotz zahlreicher Hindernisse erreicht haben.



Andreas Roscher

Alter:	52 Jahre
Wohnhaft in:	Schildesche
Beruf:	Job bei proWerk
Familienstand:	ledig

Bei unserem Interview trägt **Andreas Roscher** ein Arminia-Bielefeld-Trikot. Vor kurzem ist seine Lieblingsmannschaft in die erste Bundesliga aufgestiegen und seine Augen leuchten stolz, als wir über dieses Ereignis sprechen. Es ist zwar schade, den Aufstieg nicht im Stadion gefeiert haben zu können, sagt er, „aber was will man machen“. Stattdessen hat er jedes Spiel vor dem Radio mitverfolgt und dabei besonders seine beiden Lieblingsspieler Fabian Klos und Andreas Voglsammer angefeuert. Wenn Arminia verliert, ärgert er sich nur kurz, seine positive Grundeinstellung wird davon aber nicht beeinflusst. Vielleicht ist es auch gar nicht so schlecht, die Spiele nicht im Stadion gesehen zu haben, denn „immer, wenn ich eine Dauerkarte habe, sind sie abgestiegen“, erklärt er überzeugt. So kann der Traum der Deutschen Meisterschaft weiterleben, auch wenn Andreas Roscher lächelnd einsieht, dass das möglicherweise etwas zu viel verlangt wäre.



Ich lebe gerne in Schildesche ...
„weil es mir hier gefällt.“

Seit einem halben Jahr lebt er im ambulant betreuten Wohnen von Bethel regional und fühlt sich hier mittlerweile sehr wohl. Obwohl er gerne und viel Fahrrad fährt, sein Fahrrad ist schließlich „schon fast wie ein Auto“, ist er manchmal traurig darüber, niemanden zu haben, der ihn auf seinen Fahrradtouren zum Obersee oder durch die umliegenden Parkanlagen begleitet. „Manchmal macht es keinen Spaß, allein zu fahren.“ Es ist der einzige Moment, in dem wir ihn nachdenklich erleben, aber auch dieser Moment verfliegt schnell und das Lächeln, das seine Erbringerin der ambulanten Eingliederungshilfe als typisch für ihn beschreibt, kommt wieder zum Vorschein. Mit seiner dementen Mutter und einem Haus, das zu groß ist, um sich selbstständig darum zu kümmern, konnte er nicht länger in Brackwede bleiben. Aber Andreas Roscher macht das Beste aus der Situ-

ation, hat seine lebensfrohe Art auch nach den vielen Umstellungen nicht verloren.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„Zusammenhalt, sich gegenseitig helfen und
füreinander da sein.“

Zumindest sein Tagesablauf ist gleich geblieben. Jeden Morgen steht er um sechs Uhr auf und arbeitet von sieben bis sechszehn Uhr bei proWerk Bethel. Er hilft bei der Verpackung, übernimmt kleinere Montagearbeiten und ist mit seinem Job sichtlich zufrieden. Nach der Arbeit guckt er Fernsehen oder fährt bei schönem Wetter mit dem Fahrrad. Mittwochs wird mit den Betreuern und Betreuerinnen von Bethel regional gemeinsam eingekauft, donnerstags ist Washtag und freitags gibt es im Wohnprojekt des unterstützen Wohnens in der Beckhausstraße eine Vielzahl an Freizeitmöglichkeiten. Es wird gekocht, man unterhält sich oder spielt zusammen – alles Dinge, die Andreas Roscher viel Freude bereiten. Glücklich macht es ihn außerdem, wenn seine ältere Schwester zu Besuch kommt. Weil sie in Österreich lebt, passiert das nicht so oft, dafür telefonieren sie regelmäßig und pflegen auch auf die große Distanz einen guten, innigen Kontakt.

Wir fragen ihn nach seinen Wünschen, abgesehen von der Meisterschale für Arminia Bielefeld, und er antwortet „eine Sonnenliege wäre schön“, denn die, die jetzt im Garten steht, ist unbequem. Seine Wünsche sind bescheiden – neben einer neuen Sonnenliege erhofft er sich, dass der Rasen regelmäßiger gemäht wird, damit es nicht immer so schwierig ist, mit seinem Fahrrad zur Straße zu kommen. Auch Selbstständigkeit ist ihm wichtig und vielleicht braucht er in Zukunft ja nur noch zweimal in der Woche Unterstützung durch die Eingliederungshilfe, hofft er.

Andreas Roscher ist mit seinem Leben zufrieden, das sagt er uns und wir merken es ihm an. Er wirkt ausgeglichen, lächelt viel und offen. Seine

Erbringerin der Eingliederungshilfe sitzt neben ihm und nickt an vielen Stellen unseres Gesprächs anerkennend. Sie ist beeindruckt, dass er so viel Fahrrad fährt, so viel allein schafft, und wir sind es auch.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...
„ich nicht immer allein Fahrrad fahren muss.“



Gerlint Dröge

Alter:	65 Jahre
Wohnhaft in:	Schildesche
Beruf:	Rentnerin
Familienstand:	ledig

„Ich weiß nicht, wo sie die Energie hernimmt“, ist eine der ersten Aussagen, die ihre Schwester Heidrun über **Gerlint Dröge** trifft. Sie ist bei unserem Interview mit dabei, denn Gerlint Dröge „macht mehr als sie sagt“ und allein das, was sie uns erzählt, ist eine ganze Menge. Jede Woche Dienstag organisiert sie im Wohncafé des Bielefelder Modells „Am Pfarracker“ zum Beispiel den Waffel-Kaffee-Nachmittag und ist einmal im Monat beim Singen im Quartier anwesend. „Singen berührt das Herz“, sagt sie. Beides findet in der Nachbarschaft großen Anklang; so groß, dass ein Passant beim letzten Singen zweimal seinen Bus verpasste, weil er so fasziniert von dem Gesang aus dem Wohncafé war.

Gerlint Dröge ist in Schildesche geboren und nach mehreren Jahren in Jöllenbeck und Heepen wieder zurück in „den schönsten Stadtteil“ gezogen. Hier hat sie eine gute und schöne Kindheit verbracht; hier hat man alles, was man braucht. Das, „was hinter der Stapelbreite war, interessierte mich nicht“, erwähnt sie. Sie fühlt sich in ihrer Wohnung, von der sie einen guten Blick über Schildesche hat, sehr wohl.



Ich lebe gerne in Schildesche, weil ...
„es der schönste Stadtteil in Bielefeld ist.“

Ihr Engagement zeigt sich nicht nur im Quartier Schildesche. Bis zum Tod ihrer Mutter ist sie jeden Tag von morgens bis abends im Altenheim in der Baumheide, hilft ab sieben Uhr beim Frühstück aus, erledigt Einkäufe und Besorgungen für die Seniorinnen und Senioren, bastelt mit ihnen oder spielt Bingo. Private Besuche bei ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern, die aus Baumheide in ein anderes Altenheim umzogen, gehören für sie ganz selbstverständlich zu ihrem Alltag dazu. „Eine Herzenssache“, sagt sie und lächelt.

Nach dem Tod ihrer Mutter engagiert sie sich zunächst weiter im Altenheim, absolviert eine Ausbildung als Sterbebegleiterin, zieht sich dann aber Stück für Stück von ihren Tätigkeiten zurück. „Jetzt tue ich das, was ich möchte“, denkt sie sich und nimmt sich einen Tag in der Woche frei. Als das Altenheim schließt, findet sie bei der AWO eine neue Aufgabe, weil sie sich nicht vorstellen kann, den ganzen Tag Zuhause zu sitzen. Sie „hat doch Zeit“ und ist erst zufrieden, wenn sie etwas Gutes getan hat.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„sehr viel gemeinsames Leben.“

Für Gerlint Dröge ist praktische Hilfe wichtig. Sie erzählt uns von einem Mann, der in der Nachbarschaft wohnt, und dem es schwer fällt, die Treppen hinunter in den Keller zu steigen. Also übernimmt sie diese Aufgabe für ihn, trägt seine Wäsche erst in den Waschkeller und dann wieder zu ihm hinauf, wenn die Waschmaschine fertig ist. Auch in ihrer eigenen Nachbarschaft setzt sie sich ein. Das ist alles für sie ganz selbstverständlich. „Ich habe die Möglichkeit, also mache ich das auch“. Sie unterstützt vor allem Nachbarinnen und Nachbarn, die ohne sie nicht aus dem Haus kommen würden. Sie fährt mit ihnen zum Arzt und zum Friseur oder geht mit ihnen spazieren. Gerlint Dröge nimmt sich Zeit, führt Gespräche, ist da.

Der Gedanke „du bist zu etwas Nutze“ treibt sie nach einem schweren Unfall an. An den Unfall selbst kann sie sich nicht erinnern, auch die Zeit davor ist verschwommen. Deshalb übernimmt Heidrun das Erzählen, und obwohl der Unfall 31 Jahre zurückliegt, nehmen die Erinnerungen daran beide sehr mit. Gerlint Dröge ist 34 Jahre, als sie mit ihrer Schwester und Freunden unterwegs zum Abendessen in ein Restaurant ist. Ihre Schwester sitzt in dem Auto hinter ihr, überquert den unbeschränkten Bahnübergang, bevor das warnende Blinklicht einsetzt. Der Fahrer des Wagens, in

dem Gerlint Dröge sitzt, will den Bahnübergang noch überqueren, unterschätzt dabei aber die Geschwindigkeit des Zuges. Das Auto und seine Insassen werden von dem Zug erfasst. Zweimal muss Gerlint Dröge in der Nacht notoperiert werden, liegt eine ganze Weile im künstlichen Koma. Ihre Freundin, die neben ihr auf der Rückbank saß, überlebt den Zusammenstoß nicht.

Die Zeit nach dem Unfall ist schwer, aber Gerlint Dröge kämpft sich zurück ins Leben. Während ihre Eltern versuchen, sie klein zu halten und ihr immer wieder sagen „du kannst das nicht“, treten ihr ihr Bruder und ihre Schwester „in den Hintern“, spornen sie an. Auch die Prognose der Ärzte ist niederschmetternd, aber sie will es ihnen zeigen, sagt „denkste!“ und findet zu neuer Stärke. Heute hat sie immer noch oft Kopfschmerzen, von denen sie sich jedoch nichts anmerken lässt. Zwei Versuche, nach dem Unfall wieder in die Arbeitswelt einzusteigen, scheitern, aber auch das lässt Gerlint Dröge nicht einknicken. Sie nutzt die Zeit, die sie hat, sinnvoll und stürzt sich kopfüber ins Ehrenamt.

Ihr „Helfersyndrom“, wie sie selbst sagt, ist schon vor dem Unfall stark ausgeprägt, danach nimmt es weiter zu. Wenn ihre Schwester krank ist, würde Gerlint Dröge sie am liebsten alle 15 Minuten anrufen, erzählt sie lachend. „Sie zieht sich auch jeden Schuh an“, erwidert Heidrun. Gerlint Dröge ist diejenige, die zwischen ihren Geschwistern vermittelt, sie zusammenhält und Frieden stiftet, wenn es sein muss. Nach dem Tod ihres Schwagers hat Gerlint Dröge ihre Schwester aus der Isolation geholt und ihr neue Perspektiven aufgezeigt. „Egal wo ich hin musste, sie musste mit.“

Aber ihr Engagement birgt auch Gefahren, erklärt ihre Schwester. „Sie sagt nie nein“. Gerlint Dröge ist immer die erste, die sich meldet, wenn Hilfe gebraucht wird und denkt dabei zuerst an andere. Man verlässt sich gerne auf sie, es ist „so schön bequem, das macht Gerlint Dröge schon.“

Still sitzen, ein Buch lesen oder einen Film ansehen fällt ihr schwer. Beim Fernsehen strickt und häkelt sie deshalb gerne oder fertigt aus alten

Büchern Skulpturen an, die sie uns stolz zeigt. Auch ihre Eulen-Sammlung ist beeindruckend. Trotzdem bedrückt sie manchmal die Enge der Wohnung, als kämen „die Wände näher“. Deshalb muss sie raus, braucht immer etwas zu tun, denn nichts tun „ist Zeit, die dir verloren geht und unnütz verstreicht.“ Sie weiß nicht, wie viel Zeit ihr im Leben noch bleibt, aber die Zeit, die sie noch haben wird, will sie sinnvoll nutzen.

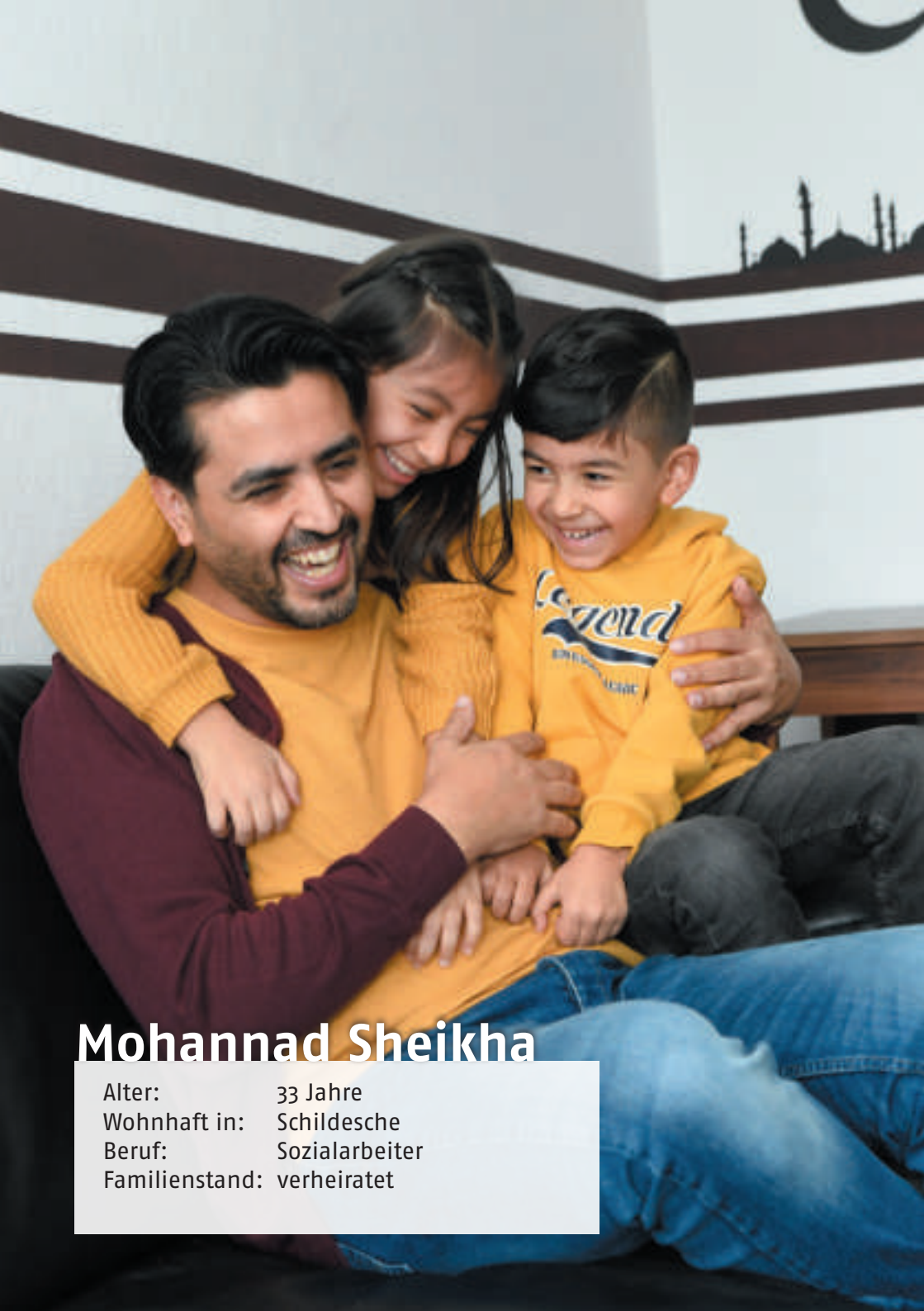
Am meisten beeindruckt uns ihre positive Lebenseinstellung und ihr unstillbarer Optimismus. Sie ist immer zufrieden, sagt sie, glücklich, denn „es ist alles richtig.“ Gerlint Dröge ist dankbar, dass die Prognosen der Ärzte falsch waren und sie noch alles machen kann; sie weiß, dass das Leben etwas Kostbares ist. „Eigentlich genieße ich das Leben und ich lebe gerne und auch bewusst.“

Wir fragen sie, ob es Dinge gibt, die sie wütend machen, aber sie schüttelt den Kopf. Sie ist mehr enttäuscht als wütend, wenn die Wertschätzung fehlt, aber auch dieses Gefühl ist nach zehn Minuten wieder verfliegen. Gerlint Dröge kann „hochgehen wie der Ätna“, wirft jedoch ihre Schwester ein und wir glauben ihr, dass das nur sehr selten vorkommt.

Ihre positive Art ist ansteckend. Sie lacht gerne und viel. Man spürt mit jeder Silbe ihre Leidenschaft für ihr ehrenamtliches und nachbarschaftliches Engagement, über das sie schon viele Freundschaften gefunden hat. „Das gehört dazu.“ Als sie uns erzählt, dass sie neben ihrem Engagement noch regelmäßig zum Schwimmen und zum Reha-Sport geht und alle Wege mit ihrem „roten Ferrari“, einem E-Fahrrad, zurücklegt, fragen wir uns wirklich, wo Gerlint Dröge all ihre Energie hernimmt.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...
„es so bleibt, wie es ist.“



Mohannad Sheikha

Alter:	33 Jahre
Wohnhaft in:	Schildesche
Beruf:	Sozialarbeiter
Familienstand:	verheiratet

„Dann ist der **Mo** reingekommen und ich wusste, den wollen wir einstellen“, kann sich Sonja an die Worte von Kirsten Hopster, Vorstandsvorsitzende des AWO Kreisverbands Bielefeld e.V., genau erinnern. Im November 2015 unterschreibt er in der Geschäftsstelle seinen Vertrag, keine Stunde später beginnt er im Quartier Zedernstraße in Ummeln mit seiner Arbeit. Die ersten geflüchteten Familien kommen an, beziehen ihre Wohnung und **Mohannad Sheikha** ist da. „Ich bin einer von denen“, sagt er, meint dabei eine gleiche Kultur und Sprache. Er kann sich in die Menschen hineinversetzen, begegnet ihnen auf Augenhöhe und erntet Sympathie und Dankbarkeit. Zuhause im Wohnzimmer hängt ein Plan mit allen Wohnungen des Quartiers. Die Namen der neuen Bewohnerinnen und Bewohner kann er so schnell lernen und weiß auch, wo sie untergebracht worden sind. Sie sind für ihn nicht nur Zahlen auf einem Blatt Papier, denn hinter jeder Zahl verbirgt sich das Schicksal eines Menschen. Es ist eine große Herausforderung, derart ins kalte Wasser geworfen zu werden, aber Mohannad Sheikha nimmt sie für sich an, wächst mit seinen Aufgaben und würde heute alles noch einmal genau so machen.



Ich lebe gerne in Schildesche ...
„weil der Stadtteil multikulti ist.“

Engagement zeigte er bereits in seiner Heimat Jordanien. Nach seinem Studium der Sonderpädagogik mit Schwerpunkt Autismus, arbeitet er für eine Organisation, die in Amman Kinder von der Straße holt, sie zur Schule bringt und ihnen damit eine Perspektive bietet. Auf die Idee, Jordanien zu verlassen, bringt ihn seine Frau. Beide lernen sich schon als Kinder kennen, sie besucht Verwandte in Jordanien, später verlieben sie sich. Es ist ein bisschen wie im Bilderbuch, nur nicht ganz so einfach. Nach ihrer Hochzeit führen sie zwei Jahre eine Fernbeziehung, bis Mohannad Sheikha sich dazu entscheidet, zu seiner Frau nach Deutschland zu ziehen. In Jordanien besucht er Deutschsprachkurse am Goethe Institut,

ist wissbegierig und erzählt uns, dass er den Traum, weiter zu studieren, mitgebracht hat. In Deutschland möchte er seinen Master in Erziehungswissenschaften machen, scheitert aber schließlich an dem dafür benötigten Sprachzertifikat. „Ich wollte zurück nach Jordanien“, sagt er, weil er sein Ziel nicht erreicht hat und nicht weiß, was er jetzt in der Fremde mit seinem Leben anfangen soll. Ohne große Hoffnung bewirbt er sich schließlich bei der AWO und es ist, als würde sich genauso alles fügen.

Wir fragen ihn nach Unterschieden zwischen Jordanien und Deutschland und neben der Regierung, die er in seiner Heimat als bedeutend schlechter empfindet, fällt ihm vor allem das Wetter auf. Im Sommer steht die Sonne so hoch, dass es keinen Schatten gibt und Regen ist in diesen Monaten in Jordanien ebenso rar. Wenn es einmal wider Erwarten schneit, verlässt niemand das Haus. „Wie? Ihr geht bei Schnee zur Schule?“, ahmt Nadia, Mohannad Sheikhas Frau, lachend ihre jordanischen Verwandten nach. Schnee bedeutet in Jordanien schulfrei, im Fernsehen läuft ein besonderes Programm, weil ja alle zuhause sind.

In Jordanien, erzählt Mohannad Sheikha, ist alles entspannter. Die Läden haben dort immer offen, ganz anders als bei seiner Ankunft in Deutschland – einem Sonntag. Er erinnert sich genau an seine Verwunderung, als er im März 2012 durch ein „schlafendes“ Bielefeld fährt und schließlich für die erste Zeit bei seinen Schwiegereltern in Babenhausen unterkommt. Alles ist ruhig an diesem Sonntag „und montags und dienstags und mittwochs und donnerstags auch.“ Es ist ungewohnt, neu, aber er lebt sich schnell ein, bekommt schließlich eine Wohnung in Schildesche und ist darüber ziemlich glücklich. Seine Kinder sieht er hier gerne aufwachsen, hat Freunde gefunden, mit denen er im Sommer grillt, picknickt oder Zeit auf den Spielplätzen des Viertels verbringt. Fußball nimmt einen weiteren großen Stellenwert in seinem Leben ein. Der macht ihn glücklich, lenkt in von seiner Angst ab, manchmal die Nachrichten einzuschalten, weil er sich davor fürchtet, in Jordanien könne etwas Schlimmes geschehen sein. Wenn er wütend oder gestresst ist, macht er Sport, probiert gerne neue Dinge aus und fragt sich dabei oft doch „was mache ich hier?“ Er wirkt

ausgeglichen, zufrieden und betont vehement, keine Entscheidung seines Lebens jemals rückgängig machen zu wollen.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„eine zweite Familie.“

Mit einer ähnlichen Leidenschaft setzt er sich für die geflüchteten Familien im Quartier Zedernstraße ein. Umso wütender macht es ihn, wenn Chancen, die sich den Bewohnerinnen und Bewohnern bieten, nicht auch von ihnen genutzt werden. „Du hast jetzt alles, aber du machst nichts draus.“ Natürlich ist das für gewöhnlich einfacher gesagt, als getan, aber Mohannad Sheikha meint: „nimm deinen Schmerz, um nach vorne zu gehen“ und ihn als Motor zu nutzen, denn „jeder hat seine Chance“. Man muss nur schnell zugreifen, denn „diese Chancen ergeben sich vielleicht ein- oder zweimal im Leben.“

Mohannad Sheikha selbst ist dankbar für seine Frau und seine Kinder, dafür, dass seine Eltern ihn immer unterstützt und ihm das Gefühl gegeben haben, etwas Besonderes für sie zu sein. In Brackwede baut er mit seiner Familie derzeit ein Haus, nächstes Jahr steht der große Umzug bevor. Eins steht also definitiv fest – er hat seine Chance ergriffen und etwas Wunderbares aus sich und seinem Leben gemacht.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...
„meine Kinder ihre Träume und Ziele erreichen und ich
für meine Familie alles gebe, was ich kann.“



Hartmut Sielemann

Alter:	74 Jahre
Wohnhaft in:	Vilsendorf
Beruf:	Diplom Verwaltungswirt im Ruhestand
Familienstand:	verheiratet

Hartmut Sielemann ist ein Kind der Nachkriegszeit, deshalb fällt ein Stichpunkt wie von selbst: Demokratie. „Ich habe das Verständnis der Demokratie, nämlich das Recht und die Pflicht auf Eigenverantwortung, Mitbestimmung und Akzeptanz anderer Meinungen aufgesogen und kenne nichts anderes“, erzählt er uns zu Beginn unseres Gespräches. In seinem eigenen Elternhaus hat Hartmut Sielemann kaum Leistungsdruck erlebt, konnte vieles frei entscheiden, wurde aber auch in die Verantwortung genommen.

Die mittlere Reife schien ihm als Schulabschluss ausreichend. Er schafft ihn mit „Ach und Krach“ und weiß auch danach zuerst nicht, was er mit seinem Leben anfangen soll. „Mein Vater hatte immer den Traum, dass seine Söhne Maschinenbau-Ingenieure werden,“ erwähnt er und erzählt uns von seinem Bruder, der bereits für das Studium in Hannover eingeschrieben ist und wenige Tag davor gesteht, doch lieber Arzt werden zu wollen. Die Eltern akzeptieren diesen Entschluss und die Hoffnungen des Vaters liegen nun auf Hartmut Sielemann. Er beginnt eine Lehre als Maschinenbauer, um sich auf das Studium vorzubereiten. Die Zwischenprüfung absolviert er mit zwei fünfen und einer sechs. Sein Vater schreitet ein und will ihn aus der Lehre nehmen.



Ich lebe gerne in Schildesche, weil ...
„ich mich hier zu Hause fühle.“

Das ist der entscheidende Wendepunkt: „Das lass ich mir nicht gefallen“, denkt er sich und besinnt sich erstmals wirklich auf seine Eigenverantwortung. Anderthalb Jahre später erhält er seinen Gesellenbrief als Jahrgangsbester. Wohl fühlt er sich in diesem Beruf jedoch nicht und möchte deshalb auch kein Ingenieurstudium beginnen. Aber es entsteht ein Lebensentwurf, der sich durch sein ganzes Leben zieht: „Streng Dich an, dann schaffst Du das“.

Er beginnt eine neue Ausbildung bei der Stadt Bielefeld als Stadtassistent-Anwärter im mittleren Dienst. Schnell steigt er in der Karriereleiter weiter auf, wird nach Fachhochschulbesuch Diplomverwaltungswirt und absolviert später ein nebenberufliches Studium an der Verwaltungsakademie.

Hartmut Sielemann betont, dass er dankbar dafür ist, immer gute Lehrer und Vorgesetzte gehabt zu haben. Auch seine - über die Berufsjahre vielfältigen - Aufgabenbereiche, waren nicht durch engmaschige Vorschriften geprägt. So schaut er nach 49 Jahren auf ein erfülltes Berufsleben zurück.

Hartmut Sielemann erzählt, dass er sich auch im privaten Bereich häufig verantwortlich engagiert hat. Zunächst lediglich im Zusammenhang mit seinen Kindern im Sport- und Schulbereich. Sein Vater hat ihm unter dem Eindruck seiner Erlebnisse in der Kriegs- und Vorkriegszeit geraten: „Junge geh nie in eine politische Partei“. Diesen Rat befolgt Hartmut Sielemann lange, bis er mit 42 Jahren in die SPD eintritt und auch dort auf kommunaler Ebene Verantwortung übernimmt. Von der SPD wird er auch für den Schöffendienst vorgeschlagen, den er am Amtsgericht und Landgericht jeweils 8 Jahre ausübt.

Im Beruf hat sich Hartmut Sielemann gerne über Sachfragen gestritten und diskutiert, nur „unqualifizierter Widerspruch“ macht ihn manchmal sogar wütend. Ganz anders ist er in seinem sonstigen Umfeld. Da sind Harmonie, Gefühle und Bodenständigkeit hohe Güter. Seine erste Ehe wird nach 13 Jahren Trennungszeit im 44. Ehejahr geschieden. Ein Jahr später heiratet er erneut. Sein Motto: „Alter schützt vor Liebe nicht, aber Liebe vor dem Altern.“ Das ist auch der Grund, weshalb er nach über 70 Jahren aus Schildesche in den benachbarten Ortsteil Vilsendorf „ausgewandert“ ist, sagt er augenzwinkernd.

Mit seiner Ex-Frau hat er zwei Kinder und zwei Enkelkinder. Gemeinsam mit seiner neuen Frau kommen sie auf vier Kinder und sechs Enkelkinder – irgendwas ist also immer los. Hartmut Sielemann ist glücklich, wenn es ihnen gut geht und möchte nicht auf seine Familie verzichten. Allein sein

ist schwierig, erzählt er uns von seiner Erfahrung in der langen Trennungszeit.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„Hilfe, Verlässlichkeit und Sicherheit.“

Hartmut Sielemann sitzt bis zu seinem Umzug nach Vilsendorf in der Bezirksvertretung Schildesche und kommt über seinen ehemaligen Chef zur AWO. „Freiwillig wäre ich da niemals hingegangen. Die AWO ist doch so ein Laden, wo nur die Alten rumsitzen und ein bisschen Skat oder Bingo spielen und Kaffee trinken“, denkt er und wird eines Besseren belehrt. Da in dem großen Ortsverein vielfältiger Organisations- und Strukturierungsbedarf besteht, nimmt er die interessante Aufgabe als Ortsvereinsvorsitzender an. Wichtig ist ihm dabei, dass die AWO tatsächlich ein Ort der Begegnung und Heimat für viele Menschen ist. Er spürt jeden Tag aufs Neue die Vielfältigkeit der AWO. Gemeinsam mit anderen startet Hartmut Sielemann verschiedene generationenübergreifende Projekte mit Grundschulkindern und Senior*innen und bindet dabei seine Ehefrau Christel in die Vereinsarbeit ein; gemeinsam kümmern sie sich zum Beispiel um das Kistengarten Projekt auf der Dachterrasse des Bielefelder Modells.

Rückblickend ist Hartmut Sielemann dankbar dafür, immer einen Beruf gehabt zu haben, der ihm Spaß machte. Er ist dankbar für seine Kinder und im fortgeschrittenen Alter noch einmal geheiratet zu haben. Obwohl er nicht mehr in Schildesche wohnt, fühlt er sich hier immer noch wohl. Es ist jedes Mal wie „ein nach Hause kommen“.

Er wirkt zufrieden mit seinem Lebensentwurf und betont, als wir ihn nach seinen Wünschen für die Zukunft fragen, dass er zwar gesund bleiben, aber auch das Leben genießen möchte. Gemeinsam mit seiner Frau möchte er weiterhin gerne Reisen unternehmen. „Wir möchten noch lange

mit unserer Familie und unserem großen Freundeskreis zusammen sein dürfen“ fügt er hinzu.

Rückgängig machen möchte er in seinem Leben nichts, weil er nicht weiß, „ob andere Wege besser gewesen wären.“ Viel wichtiger ist es, nach vorne zu schauen und zu erkennen, was zu bewahren oder was zu ändern ist.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...
„sowohl uns als auch unseren Kindern und Enkeln
die freiheitliche demokratische Gesellschaft erhalten
bleibt. Egoismus und Rassismus dürfen nicht unser
Leben bestimmen. Das ist nicht nur ein Gebot der
Menschlichkeit, sondern auch wesentliche Vorausset-
zung für unser wirtschaftliches Wohlergehen.“



Holger Hüttemann

Alter:	55 Jahre
Wohnhaft in:	Schildesche
Beruf:	Hauptehrenamtlicher
Familienstand:	mit seiner Freundin lebend

Das Thema Nachhaltigkeit und ein Umdenken der Gesellschaft sind für **Holger Hüttemann** eine Herzensangelegenheit. Wir treffen ihn auf dem Gelände von Transition Town Bielefeld, einer Initiative, die Wert auf einen achtsamen Umgang mit der Natur legt und sich für ein klimafreundlicheres Leben einsetzt. Er zeigt uns sichtlich stolz die „Wandelmühle“, in der sich ca. 100 Ehrenamtliche engagieren und in verschiedenen Projekten Maßnahmen zur Vermeidung von Plastik oder CO² ergreifen. Sie bieten außerdem auch sogenannte Repair-Cafés an, in denen defekte Elektrogeräte, Holzmöbel oder Fahrräder unter fachkundiger Hilfe selbständig repariert werden können. Seit 2015 gehört Holger Hüttemann dazu und man spürt, mit welcher Begeisterung er sich für die Interessen der Initiative einsetzt.

Als Nachzügler und Jüngstes von drei Kindern, fehlt ihm oft elterliche Zuwendung und Liebe, erzählt er uns, „ich war sozusagen kein Wunschkind“. Durch die berufliche Selbstständigkeit der Eltern werden seine Geschwister und er häufig von anderen Personen betreut, sei es von der Putzfrau oder den Großeltern, die mit im gleichen Haus leben. Besonders eng verbunden fühlt er sich mit Oma Else, bei der er lieber geblieben ist, anstatt mit seiner Familie in den Urlaub zu fahren. Nach dem unnatürlichen Tod seines Vaters, Holger Hüttemann ist zu diesem Zeitpunkt 18 Jahre alt, versucht er die Familie zusammenzuhalten, sieht sich trotz der beiden älteren Geschwister und dem stetigen Gefühl, nie ganz dazuzugehören, als Familienoberhaupt an. Seine Mutter findet danach nicht mehr zurück ins Leben, äußert er bewegt. Man merkt, wie sehr ihn seine Vergangenheit berührt.



Ich lebe gerne in Schildesche, weil ...
„ich hier aufgewachsen bin, es ein Dorf für sich ist und
ich hier alles habe, was ich brauche.“

Die Versuche, das Kirmesgeschäft und die Gaststätten des Vaters weiterzuführen, scheitern. Stattdessen hält sich Holger Hüttemann mit verschiedenen Jobs über Wasser. Lange Zeit fährt er LKW, bis er 2011 nicht mehr kann und allen erzählt, er sei „ausgebucht“. Dabei gibt er seine Selbstständigkeit auf. Zwei Jahre und die Unterstützung vom betreuten Wohnen Bethel braucht er, um wieder auf die Beine zu kommen und mit neuer Stärke zurück ins Leben zu finden. „Irgendwie muss es ja weitergehen.“

Eigentlich ist er ein Einzelgänger, erzählt er uns, beginnt nach seiner Auszeit jedoch vermehrt damit, gemeinsam mit Gruppen zu arbeiten. Er engagiert sich für ein Wohnprojekt in Quelle und findet schließlich über eine Veranstaltung im Welthaus zu Transition Town. Er will nicht nur für sich eine Veränderung schaffen, etwas bewegen, sondern sich gleichzeitig auch für die Gesellschaft engagieren. Bei EfI (Erfahrungswissen für Initiativen) bildet er sich weiter, nimmt an Workshops teil, um ein Beratungs- und Unterstützungsangebot für den Übergang zwischen Arbeit und Ruhestand auf die Beine zu stellen. Denn so einfach, wie sich den Übergang viele vorstellen, ist er u.a. durch das Wegfallen des sozialen Umfelds bei der Arbeit, nicht. Ein weiterer wichtiger Punkt bei EfI, erzählt Holger Hüttemann uns, ist die Vernetzung mit anderen Initiativen. „Es wird immer so gesagt, wenn du mal für deinen Verein eine Steuerberatung brauchst, dass man dann dort jemanden findet.“ Die monatlichen Treffen sind ihm wichtig, genauso wie das Kennenlernen von Engagierten aus anderen Bereichen. Holger Hüttemann fühlt sich angekommen, hat endlich seinen Platz gefunden.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„meine Nachbarn zu kennen, mit ihnen zu sprechen
und sich gegenseitig zu unterstützen.“

Zu seiner Mutter und seinen Geschwistern hatte er dagegen lange Zeit keinen Kontakt. Erst vor kurzem hat er den Kontakt den Kontakt zu seinen Geschwistern wieder aufleben lassen und kann heute behaupten, eine normale Beziehung zu ihnen zu führen, auch wenn er diese selbst als „nicht ganz so herzlich“ beschreibt. Aus seiner ersten Ehe hat Holger Hüttemann

einen 27-jährigen Sohn, der Informatik studiert. Nach 14 Jahren mit wenig Kontakt, findet er es umso erstaunlicher, dass sie völlig gleich „ticken“. Sie machen zusammen Bildungsreisen, haben die gleichen Interessen. Holger Hüttemann meldet ihn zu Computerkursen an und zeigt ihm das 10-Finger-Schreibsystem. Trotz des fehlenden Kontakts in der prägenden Zeit der Kindheit, lässt sich nicht leugnen, dass sie Vater und Sohn sind. Holger Hüttemann ist glücklich darüber, nun eine Bindung zu ihm aufgebaut zu haben und genauso glücklich ist er, seit zwei Jahren wieder in einer Beziehung zu sein. Sie lernten sich über die Radretter kennen und vielleicht ist es ein bisschen wie Schicksal. „Wir wissen nicht, wo es herkommt, aber wir machen uns glücklich jeden Tag“ und das ist es, was zählt.

Nach vielen Jahren ist er der evangelischen Kirche wieder beigetreten, denn viele der Vorsätze von Transition Town, denen er überzeugt folgt, z.B. dem achtsamen Umgang mit Menschen und der Erde, werden auch in der Bibel gepredigt. Wütend macht ihn dagegen die Politik, die Verwaltung und das Wirtschaftssystem in Deutschland. „Wir wissen, wie es besser geht, machen es aber nicht“, sagt er und fügt hinzu, dass seiner Meinung nach viele der Gelder falsch verteilt werden. Sowieso behauptet er von sich selbst, mit ihm sei „nicht gut Kirschen essen“, wenn er hinter etwas den Sinn nicht versteht. Er kann sich schlecht anpassen und gibt zu, dass ihm seine Dickköpfigkeit schon oft im Weg stand.

Im Nachhinein hätte Holger Hüttemann in seinem Leben gerne vieles anders gemacht. Trotzdem ist er jetzt nicht unzufrieden. Am liebsten würde er noch einmal ein eigenes, größeres Wohnprojekt planen und wünscht sich mindestens genauso sehr, dass sich mehr Ehrenamtliche engagieren. „Miteinander geht es viel besser und schöner“, betont er und findet, man solle „nicht in erster Linie nur an sich selbst denken“.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...
„mehr Gemeinschaft entsteht, die Demokratie besser
wird und dass mein Roller lange hält.“



Martin Sauer

Alter:	72 Jahre
Wohnhaft in:	Schildesche
Beruf:	Rentner, Hausmann, Opa
Familienstand:	verheiratet

„Wir sind viel mit dem Roller um den Pudding gefahren“, erinnert sich **Martin Sauer** an seine Kindheit. Er ist mit drei Geschwistern und vielen anderen Kindern in der Nachbarschaft aufgewachsen, allein spielen musste er nie. Obwohl er in der Nachkriegszeit in der Nähe der viel bombardierten Bahnschienen in Gadderbaum aufwächst und einige Häuser in der Umgebung zerstört worden sind, beschreibt er seine Kindheit als unbeschwert und glücklich. Noch vor der Währungsreform gezeugt, als Zeichen der Hoffnung in einer Zeit voller Ungewissheit und Einschränkungen, zitierten seine Eltern gerne den bekannten Spruch von Martin Luther: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen“.

Während sein Vater als Lehrer am Ratsgymnasium arbeitet, studiert seine Mutter Evangelische Theologie, was für die 1920er Jahre eher ungewöhnlich ist, ehe sie sich gegen den Pfarrdienst und für die Familie entscheidet. Nicht nur die freiheitliche Erziehung der Eltern hat ihn geprägt, auch das Mitwirken in der evangelischen Gemeinde, das Leiten verschiedener Gruppen, das Mitfahren auf Jugendfreizeiten und das frühe Übernehmen von Verantwortung stellen entscheidende Erlebnisse in seinem Leben dar. „Ich war bei den ersten Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze '68 dabei“, erzählt er uns. „Und dann später bei Anti-Atomkraft-, und natürlich auch bei Demonstrationen gegen eine Nachrüstung.“ Zweimal wird er von der Polizei erkennungsdienstlich behandelt und sieht sich dem Risiko eines Berufsverbots ausgesetzt. Trotzdem lässt er sich nicht davon abhalten, für seine Überzeugungen zu kämpfen.



Ich lebe gerne in Schildesche, weil ...
„es ein grüner und lebensfreundlicher Stadtteil ist.“

Nach seinem Schulabschluss leistet Martin Sauer seinen Zivildienst in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderungen und studiert anschließend drei Semester Theologie, ehe er nach Tübingen wechselt und dort

sein Theologiestudium in Kombination mit Sozialpädagogik fortsetzt. Nebenbei arbeitet er in einem Kinderheim und promoviert nach seinem Diplom in Pädagogik. An einem Berufskolleg im Schwarzwald wird er Lehrer für Sozialpädagogik, bis er nach Bottrop umzieht, um dort sechs Jahre lang als Jugendarbeiter in einer Kirchengemeinde tätig zu werden. „Ich habe eine Weiterbildung gemacht zum Friedensarbeiter“, wirft Martin Sauer ein. Diese hat ihn vor allem innerlich geprägt und ihm gezeigt, wie man am besten mit Konflikten und Gewalt umgeht, denn „meist ist Kooperation der bessere Weg“. 1984 kommt er zurück nach Bielefeld und wird Leiter der Fortbildungsabteilung im Johanneswerk. Zwölf Jahre bleibt er in dieser Position, nimmt später die Stelle als Professor an der Fachhochschule der Diakonie in Bethel an und wird dort zum Rektor gewählt.

Er hat Spaß am Umgang mit Menschen. Und auch daran, gemeinsam etwas zu gestalten. Er findet, man soll „statt zu meckern, versuchen sich zu beteiligen“. Vom Staat hat er viel bekommen, sagt er uns und will etwas zurückgeben, weshalb er sich seit 2004 in der Bezirksvertretung Schildesche engagiert. 2014 wird er als Stellvertreter vorgeschlagen und kurz darauf zum Bezirksbürgermeister gewählt. Manchmal ist es schwierig, die Interessen aller zu berücksichtigen, denn auch Kompromisse sind nicht immer befriedigend, aber er schätzt die Herausforderung und freut sich, wenn sich Bürgerinnen und Bürger aktiv engagieren und einbringen.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...
„Freundschaft, Vertrauen und Unterstützung.“

Martin Sauer ist ein optimistischer Mensch, der sich nicht leicht unterkriegen lässt. Er ist dankbar für seine Familie, die beiden Töchter, den Pflegesohn, die drei Enkelkinder, das harmonische und vertraute Verhältnis zu ihnen und dafür, dass sie alle ohne Krieg aufwachsen können. Nicht nur die freiheitlich demokratische Gesellschaft liegt ihm am Herzen, auch der Klimawandel hat für ihn große Bedeutung. Wütend wird er bei jeg-

licher Art von Ignoranz, zum Beispiel wenn das Klimaproblem nicht gesehen wird oder man sich nicht gegen die voranschreitende Spaltung der Gesellschaft in arm und reich einsetzt. Martin Sauer kämpft im Austausch mit Bürgerinnen und Bürgern für eine lebendige Demokratie und eine lebenswerte Umwelt.

Wir fragen ihn, ob es einen Traum gibt, den er sich bisher noch nicht verwirklicht hat, und er lacht. „Also eigentlich wollte ich immer gerne nochmal als Rentner sowas wie eine Handwerkslehre machen. Nicht eine ganze Lehre, aber so ein paar Monate hospitieren“, gesteht er. Bei welchem Handwerker weiß er auch ganz genau – „beim Fliesenleger“. Ganz hat er sich diesen Traum zwar nicht erfüllt, ist dafür aber von seinen Töchtern „als Hilfsarbeiter eingestellt“ worden und unterstützt sie an mehreren Tagen in der Woche tatkräftig beim Hausumbau.

Es gibt nicht viel, was er in seinem Leben anders machen würde, wünscht sich oftmals nur mehr Engagement seiner Mitmenschen. „Statt meckern – mitmachen“, sagt er zum Abschluss unseres Gesprächs.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...
„wir beim Klima eine Wende schaffen.“



Marcus Köster

Alter:	53 Jahre
Wohnhaft in:	Mitte
Beruf:	Musikinstrumentebauer
Familienstand:	in einer Beziehung lebend

Die Atmosphäre im Marimba ist etwas ganz Besonderes. Es riecht nach Holz, nach Öl und nach Leder. Fasziniert sehen wir uns um, lassen Eindrücke auf uns wirken und hören **Marcus Köster** zu, der von Klangschaalen erzählt, von Steeldrums, Didgeridoos, Hapis und Kigonkis – Namen, die wir noch nie gehört haben; Instrumente, die wir noch nie gesehen haben. Im Marimba werden Klangstäbe, Saiteninstrumente und Trommeln gebaut, Reparaturen angeboten und Workshops durchgeführt. Musik aus der ganzen Welt ist hier Zuhause. Wir können uns gar nicht dagegen wehren – Marcus Kösters Begeisterung schwappt auch auf uns über.

Seit 25 Jahren kann er sich ein Leben ohne das Marimba nicht mehr vorstellen. Damals fängt er als studentische Hilfskraft an, macht Punkmusik und findet erst durch die verschiedensten Trommeln Gefallen an der Weltmusik. Seine Diplomarbeit der Sonderpädagogik schreibt er nicht mehr zu Ende, hat das Gefühl, im Marimba angekommen zu sein, denn hier hat er alles, was er braucht – Ruhe, Freiheit, tolle Leute. „Hier kommt niemand hin, der irgendwie keinen Spirit hat.“ Als das Marimba damals Kapital benötigt, steigt Marcus Köster schließlich als dritter Teilhaber mit ein. Geld von seinem Vater will er nicht annehmen, um nicht mit dreißig wieder abhängig von seinen Eltern zu sein. Ganz leger geht er zur Bank, fragt „was könnt ihr mir anbieten?“ und bekommt einen Kredit. Nicht der Lebensweg, den er sich vorgestellt hat, aber einer, der ihn erfüllt.

Nach seinem Realschulabschluss macht Marcus Köster eine Ausbildung zum Elektriker. Die Idee, mit einem Fachabitur ein Studium anzuhängen, wird von dem Zivildienst abgelöst, den er als Kriegsdienstverweigerer ableisten muss. Eine Stelle als Fahrer schwebt ihm vor, aber das kommt wegen seiner Rot-Grün-Sehschwäche nicht in Frage. Über einen Freund findet er im damaligen Franziskaner-Kloster in Warendorf einen Platz. Achtzehn Monate kümmert er sich um eine Station mit 14 Betten, betreut und versorgt die alten Mönche und sammelt viele positive Erfahrungen. Nächtelang redet er mit dem Abt des Klosters, lernt neue Gesellschaftsmodelle kennen und ist fasziniert von der Idee, dass allen alles gehört. Vielleicht spielt er sogar einen Moment selbst mit dem Gedanken, dem

Kloster beizutreten, aber einer der Knoten am Habit der Mönche war für ihn zu viel: „Die Keuschheit war mir nicht zu eigen. Gehorsam und Armut waren kein Problem, aber Keuschheit? Nein!“ Verändert hat ihn die Zeit im Kloster trotzdem. Das Fachabitur schließt er noch ab, beginnt an der Fachhochschule Bielefeld ein Elektrotechnikstudium und merkt bald, dass er mit Menschen arbeiten „muss“. Er wechselt zu Sonderpädagogik, arbeitet fünf Jahre im Allgemeinen Studierendenausschuss und lernt dann das Marimba kennen.



Ich bin gerne in Schildesche, weil ...
„es hier meiner Heimatregion, dem Münsterland,
am nächsten kommt.“

Auch nach 25 Jahren ist es „jedes Mal wieder neu“, erzählt er uns. „Jedes Fell ist natürlich ein Naturprodukt; jeder Korpus ist anders.“ Marcus Köster hat sich seine Fähigkeiten autodidaktisch beigebracht. „Das ist wie bei einem Computerprogramm. Du kannst dir das Tutorial durchlesen oder du arbeitest dich da so lange ein und kannst es dann irgendwann. Vielleicht fehlt dir so ein bisschen der Überblick, wie das Programm aufgebaut ist, aber du kannst deine Sachen.“ Er arbeitet mit dem letzten Trommelbaumeister in Deutschland zusammen, reist durch Marokko, Tunesien, Ghana, Togo und Burkina Faso, um den Bau afrikanischer Trommeln besser kennenzulernen. Heute werden ihm Trommeln aus ganz Deutschland zur Reparatur zugeschickt, denn es gibt wenige Menschen, die sich auf diese Art spezialisiert haben.

Musik, sagt er, ist für ihn tiefe Meditation. Mit fünfzehn Jahren fängt er an, Gitarre zu spielen, entwickelt eine erstaunliche Begabung für Rhythmen und spielte lange Zeit in einer Punkband in einem Jugendzentrum. Aktuell ist er Mitglied in mehreren Bands, macht Musik für Kinder, spielt Jazz oder Latino-Pop. Musik erfüllt ihn, macht ihn ähnlich glücklich wie Yoga, beides hat ihn zu sich gebracht.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...

„Vertrauen, persönliche Gespräche, einen offenen Umgang mit jedem pflegen, und dass ich auch meinen Schlüssel einem Nachbarn geben kann, wenn ich die Blumen gegossen haben möchte, falls ich mal weg bin.“

An seinem Lebensentwurf möchte er nichts ändern, denn „alle Schritte waren wichtig.“ Er folgt nicht den allgemeingültigen Normen, auch im Marimba wird alles in einen großen Topf geworfen und untereinander aufgeteilt. Ein Auto besitzt er nicht, fährt jeden Tag zwölf Kilometer mit dem Fahrrad und wird nur dann wütend, wenn man ihm dabei die Vorfahrt nimmt. Intoleranz ist der zweite Punkt, der ihn auf die Palme bringen kann. „Jeder Mensch bringt eine eigene Kultur mit sich“ und es ist wichtig, die verschiedenen Kulturen einander näherzubringen. Denn aus Unwissenheit entsteht Angst und Angst ist der Auslöser für Rassismus, erklärt er uns. Marcus Köster kann vielleicht nicht alleine die Welt verändern, aber er fängt an der Basis an, lebt Toleranz und Offenheit vor und das ist es, was zählt.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...

„wir gesellschaftliche und kulturelle Grenzen überschreiten können und wieder eine miteinander sprechende Gesellschaft werden.“



Familie Klein

Name: Stefanie Klein

Alter: 54 Jahre

Wohnhaft in:
Schildesche

Beruf: Teamleitung
in einem Kunden-
Dialog-Center

Familienstand:
verheiratet

Name: Sabrina Klein

Alter: 24 Jahre

Wohnhaft in:
Schildesche

Beruf: Studentin

Familienstand: ledig

Name: Christa Klein

Alter: 89 Jahre

Wohnhaft in:
Schildesche

Beruf: Rentnerin

Familienstand:
verheiratet

Drei Generationen unter einem Dach – was früher als selbstverständlich galt, wird heute immer mehr zur Seltenheit. Nicht so bei Sabrina Klein und ihrer Familie. Die Studentin wohnt mit ihren Eltern und Großeltern in einem Mehrgenerationenhaus und kann sich kaum etwas Schöneres vorstellen. „Man ist nie alleine“, erzählt sie uns über die Vorteile, als wir sie gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Oma zum Interview treffen. Es ist eine angeregte Runde, in der viel gelacht wird und man die Vertrautheit der drei Frauen sofort spüren kann. „Ich bin einfach nur dankbar für die Kindheit, die ich hatte“, fügt **Sabrina Klein** hinzu und alle strahlen. An den Nachmittagen wurden sie und ihre Geschwister von den Großeltern betreut und ihre Mutter berichtet, dass es für sie eine enorme Erleichterung darstellte, normal arbeiten gehen zu können und ihre Kinder dafür nicht in die offene Ganztagschule geben zu müssen.

Das Haus, in dem die drei Generationen unter einem Dach leben, ist das Elternhaus von Sabrina Kleins Mutter. „Ich bin hier nie weggezogen“, sagt **Stefanie Klein** und lächelt. Auch Stefanie Kleins Oma hat schon damals im Erdgeschoss gewohnt und jetzt tun es seit 2000 ihre Schwiegereltern. „Und so dümpeln wir schon 20 Jahre rum“, wirft Sabrina Kleins Oma ein und alle lachen. **Christa Klein** ist in Ostpreußen geboren worden und über viele Umwege nach Bielefeld gekommen. Bei einem Besuch einer Schulfreundin in Bad Pyrmont lernte sie ihren Ehemann kennen. „Das ist so ein Casanova, den nimmst du nicht“, dachte sie und ist heute doch seit 67 Jahren mit ihm verheiratet. Das Casanova-Dasein hat sie ihm ausgetrieben, „ich hab‘ ihn gezähmt“, und ist schließlich mit ihm in eine Betriebswohnung nach Schildesche gezogen. 65 Jahre leben sie nun schon in ihrem „Dorf“ und sind zufrieden mit dem, was sie haben. Sie kann zwar nicht mehr so gut sehen, aber alles in allem fühlt sie sich doch noch relativ fit. „Manchmal schleiche ich mich ja raus,“ raunt sie uns zu, zum Einkaufen oder um in die Stadt zu fahren – ihr Geheimnis ist längst bekannt. Sabrina Klein und Stefanie Klein tauschen lachend einen wissenden Blick aus.



Ich lebe gerne in Schildesche ...

„weil ich hier alles habe und froh bin, wenn ich wieder zurückkomme.“ (Christa Klein)

„weil es mein Dorf ist und ich hier groß geworden bin.“
(Stefanie Klein)

„weil es ideal zum Aufwachsen ist, es zentral liegt, aber gleichzeitig nicht zu zentral.“ (Sabrina Klein)

Sabrina Klein erzählt uns, dass sie für eine Weile mit dem Gedanken gespielt hat, von Zuhause auszuziehen. Die Zusage für ihre erste eigene Wohnung hatte sie sogar bereits in der Tasche, überlegte es sich aber doch noch einmal anders, weil die Angst, „hier alles zu verlassen“, doch zu groß war. Sie ist gerne bei ihren Großeltern, spielt mit ihnen Rommé oder knobelt und muss nur aufpassen, „dass der Opa nicht wieder schummelt“, erklärt Christa Klein überzeugt. Und genau das bedeutet für Sabrina Klein Alltagsglück – gemeinsam Zeit verbringen zu können. Es sind ihre Familie, ihre Freunde und ihre Gesundheit, für die sie dankbar ist und sie betont „ich brauche Harmonie.“ Ihrer Mutter geht es da ganz ähnlich. Es gibt inzwischen eine vierte Generation und wenn Stefanie Klein die Enkeltochter sehen kann, ist sie glücklich. Christa Klein ist froh darüber, dass es allen gut geht. „Mehr brauchen wir ja eigentlich gar nicht“, sagt sie und ergänzt die Worte ihres Mannes: „was willst du mehr“.

Die Beziehung zwischen Enkeln und Großeltern ist innig. Sabrina Kleins Schwester stand früher oft im Pölter vor der verschlossenen Wohnungstür im Erdgeschoss, bis sie ihr öffneten. Am liebsten legte sie sich zwischen Oma und Opa ins Bett, aber „dann ist Opa ausgezogen“, erzählt Christa Klein. Bis heute schläft er im Gästezimmer. „Und ich musste mit ihr ja schon um Acht ins Bett.“ „Das ist das, was mir auch noch so haften ge-

blieben ist, dass alle Kinder gerne hier unten waren“, fügt Stefanie Klein hinzu. Schließlich hatten sie mehr Zeit, um gemeinsam zu spielen und wie das nun mal bei Großeltern so ist – bei ihnen war immer viel mehr erlaubt. Der liebevolle, herzliche Umgang mit den Enkeln tat sein Übriges.

Stefanie Klein erinnert sich an Parallelen zu ihrer eigenen Kindheit. Auch sie verbrachte viel Zeit in der Wohnung der Oma, bis sie irgendwann ganz nach unten zog, um dort ein eigenes Zimmer haben zu können. „Insofern kam ich auch in den Genuss, die Nähe zu meiner Oma zu haben.“ Ihre Mutter verstarb früh und unerwartet an einem Asthmaanfall. Die Hilfe der Oma war umso wichtiger, bis die kleine Familie lernte, alleine zurechtzukommen. Heute denkt Stefanie Klein noch oft an ihre Mutter und empfindet jedes Mal Bedauern, weil sie nicht nur die Kindheit ihrer eigenen Tochter nicht erleben konnte, sondern auch nie die Enkelkinder kennenlernte.



Nachbarschaft bedeutet für mich ...

„dass man keinen mehr kennt. Alles ist anonymer geworden, obwohl ich ja immer die Pakete annehme.“

(Christa Klein)

„Kindheit, weil meine Freunde rund herum gewohnt haben.“ (Stefanie Klein)

„Familie.“

(Sabrina Klein)

Donnerstags kommt Sabrina Kleins Bruder Nils zu den Großeltern, kümmert sich um die Tabletten seines Opas und hilft beim Schneiden der Gartenhecke. Schließlich weiß er, dass es seine Oma wütend macht, wenn manche Aufgaben nicht schnell genug erledigt werden. „Dann mache ich

es lieber selbst“, sagt sie. Ähnlich verstimmt reagiert sie, sobald ihr Mann wieder für mehr als eine Stunde im Bad verschwindet, um sich am Morgen frisch zu machen. „Unser Opa ist eine Diva.“ Sie lacht, denn streiten tun sie selten, eher ist es eine Form des Kabbelns. Sabrina Klein und ihre Mutter wissen genau, wann es besser ist, Christa Klein einfach machen zu lassen und lieber still die Augen zu verdrehen.

„Ich möchte noch einmal zur Ostsee, nach Warnemünde“, antwortet Christa Klein, als wir sie nach ihren Träumen fragen. Ihr Mann sagt immer: „wir haben die Welt doch schon gesehen“ und meint damit bloß Frankreich, Österreich und die Schweiz. Sabrina Klein und ihre Mutter haben größeres Fernweh. Zusammen waren sie schon in London, jetzt soll es New York sein. In einem Jahr voller Einschränkungen, ist dieser Wunsch zwar „aufgeschoben, aber nicht aufgehoben.“ Jeder der drei Frauen merkt man ihre innere Zufriedenheit an und es ist schön, die Harmonie zwischen ihnen zu erleben. Keine kann uns etwas nennen, was sie rückblickend in ihrem Leben je bereut hätte. Christa Klein wurde abgeraten, in das Erdgeschoss des Familienhauses zu ziehen, „aber da haben wir uns durchgesetzt“ und alle sind sich einig, dass das genau die richtige Entscheidung gewesen ist.

Als wir uns nach unserem Interview verabschieden, stehen diese beeindruckenden drei Frauen Arm in Arm vor der Haustür und winken uns zu.



Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ...

„alle gesund bleiben und es läuft, wie es jetzt läuft.“

(Christa Klein)

„meine Kinder glücklich sind, indem was sie tun.“

(Stefanie Klein)

„das Haus stehen bleibt, wenn meine Eltern an die See ziehen.“ (Sabrina Klein)

Das Projektteam

Das Projekt „Porträts aus unserem Quartier – Schildsker Menschen und Geschichten“ hat uns ein Jahr lang intensiv begleitet. Wir durften bewundernswerte Menschen, ihre Lebensgeschichten und ihre Visionen kennenlernen und haben so über diese Begegnungen im Stadtteil ein größeres Verständnis für die Vielfalt der Menschen bekommen. Eine Vielfalt, die es sich immer wieder lohnt anzuerkennen, wertzuschätzen und als etwas zu Bewahrendes zu pflegen.

Wir möchten mit diesem Projekt, mit den wundervollen Fotos und dieser Broschüre ein Zeichen für Vielfalt, Toleranz und Rücksichtnahme setzen.

Von Herzen bedanken wir uns für die Unterstützung, die Offenheit und die Mitarbeit aller Porträtierten – es waren einmalige Momente für uns.

Ihr Projektteam



v. l. Oliver Klingenberg, Sonja Heckmann, Katharina Benter, Susanne Freitag

Foto: Tamara Pribaten



Kreisverband
Bielefeld e.V.

